

Ein tiefes, inneres Frohlocken,
Ich lasse Stiff und Feder sein,
Es dringt der Feierklang der Glocken
In meine müde Seele ein.

Mein Köhnen spannt sich ihm entgegen
Und Stille heiligt jeden Laut,
Nimm dich sich meines Herzens Regen
In dieses Fest zu mengen traut.

Da war das Glockenlied vergangen,
Schwarz, deckt die Nacht das rothe
Dach,
In meinem Herzen aber klangen
Lang, lang die Feierglocken nach.

Mütterchen's Bank.

Erzählung von Dora Dunder.

Die alten Weiber im Hospital waren einmal wieder in großer Aufregung. Sie schwärmten, jammerten und heulten durcheinander, was das Zeug hielt. Der lange Gang, in dem sie auf zwei Bankreihen sich gegenüber saßen, widerhallte von ihrem Stöhnen.

Als der Inspektor in Sicht kam, führten sie auf ihn ein, alle zwölf auf einmal! Wo denn die Thieren geblieben sei? Schon wieder sei sie weg und verschwunden; keine Menschenseele wisse wohin. Das sei nun wohl schon an das duhendes Mal und drüber.

Der Inspektor stellte sich kühl bis an's Herz hinan.

„Wenn die Thieren nur vor zehn wieder da ist. Wir haben hier kein Pensionat für höhere Töchter.“ Damit ging er kurz angebunden davon.

Sie starrten ihm nach mit ihren dummen, blöden, verquollenen Augen. Die alte Lakow rief sich die Hartgerötete Name.

„Das kommt davon, daß die Thieren die dreizehnte bei uns ist. Das geht noch mal 'n Malheur. Paffen Sie auf, Mädchen. Ich trenne das. Ich 'm in's Unglück mit mein'n Wilhelm kam.“

Die anderen elf hoben abwehrend die trockenen Hände. „Ne, ne, Lakow'n — bloß nicht — die Geschichte kennen wir aus dem ist,“ rief es durcheinander.

„Eine lange, sehr dünne Person rückt unruhig auf ihrem Sitz hin und her.“

„Wenn ich mal würde ein Wort reden können, meine Damen — ich glaube — es ist was mit der Thieren ihre Tochter.“

„Sie ist von ihr weggerannt, weil sie ihr zu simpel war, die alte Mutter.“

„Na, was mit der schon los ist! Sieht doch selber in Dred und Sped.“

„Ne, ne, das ist nicht an dem. Die Mlle Thieren soll jetzt ganz was Frohes sein und die schön' Auskommen haben.“

Wieder freischien die Weiber auf. „Wer's glaubt, wird selig.“

„Hier in Berlin sogar!“

„Quatsch. Da läuft die Alte ihr wohl gar nach, geht bei ihr betteln?“ Frau Schneider entrieffte sich.

„Da sollten Sie die Thieren besser kennen.“

Von der Ganganbrück schlug es acht. Die Alten erhoben sich und schlurften und humpelten in ihre Zimmer hinüber.

Eine halbe Stunde später huschte eine kleine Frauengestalt ganz in ein dunkelblaues Schultertuch eingehüllt, durch die breite Glasführ von der Treppe über den langen Gang.

Sie hielt etwas unter ihrer Schürze, das sie ängstlich zu verbergen strebte. Gerade als sie ihre Stubenthür leise aufklinte wollte, kam der Inspektor aus einem der benachbarten Zimmer.

„Na, Thieren, wieder so spät heute? Wenn die kalte Jahreszeit kommt, hören mir aber die Abend-Ausgänge auf. Sonst giebt's wieder was auf der Brust, wie vorigen Winter.“

„Im vorigen Jahr bin ich ja gar nicht ausgegangen, Herr Inspektor,“ sagte die kleine Frau schüchtern, „nur jetzt seit den paar Wochen.“ Und dabei lief ein Leuchten über das schmale, blaße, verklärte Gesicht, und keine zärtlich drückte sie an sich, was sie unter der Schürze trug.

„So, na, ja denn — ich wollte das auch nur im Voraus gesagt haben wegen der kalten Abende.“ Lebrigens habe ich Ihnen eine Suppe reinhalten lassen, Thieren.“

Die kleine Frau erschraf.

„Wo denn, wo ich doch den Frühstücksgrößen und den Abendbrods-Großchen haat träge.“

Der Inspektor war schon weitergegangen. Die kleine Frau lief ihm nach.

„Herr Inspektor, ich wollte man sagen — ich dank' auch schön — und denn — wenn ich dürfte — ich möchte jetzt lieber in den Mittagstunden gehen.“

Der vielbeschäftigte Mann nickte mit dem Kopf und ging seiner Wege.

In den Anlagen hatte man seit dem Frühfest eine neue Zeitungsvorverkaufsstelle angelegt. Dicht daneben stand eine Bank mit dem Rücken gegen den Wasserlauf.

Es war ein kalter Tag im November, als die Thieren auf die Bank zugetreten kam. Die Zeitungsvorverkäuferin hatte ihr wie einer guten Bekannten schon von Weitem zugewinkt, aber die alte Frau war so müde und athemlos von dem schnellen Lauf.

Hier war es schön still, ein mabres Feuerplätzchen für die alte Frau. Re-

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

nee schalt und redete auf sie ein. Kein Schimpfen, keine Fragen, keine Klagen störten sie auf, rissen sie unruhig aus ihren Träumen und Gedanken, die sich alle um das Einzige drehten, das sie im Leben befehlen und lieb gehabt hatte, um ihr Kind, ihre Tochter.

Durch einen Zufall war die Thieren im Frühherbst in diese Gegend gekommen.

Müde, wenn auch nicht so ganz von Kräften wie heut', hatte sie damals einen Augenblick an der Anschlagssäule gelehnt. Da war plötzlich etwas geschehen, das ihr die Sinne benahm, sie schwindeln machte. Auf einem großen bedruckten Zettel hatte sie den Namen ihrer Tochter gelesen: Emilie Thiele. Ganz deutlich hatte er da gestanden. Wie in 'n Flammenschrift hatte er zu ihr darüber gelehnt.

Als sie sich von dem ersten Schreck etwas erholt, hatte sie das bedruckte Blatt näher in's Auge gefaßt. Es war ein Theaterzettel gewesen und unter drei Personen stand der Name ihrer Tochter, in großer, bieder Schrift, und daneben zwei Buchstaben, deren Sinn sie nicht begriff: a. G.

Die junge flinke Zeitungsvorverkäuferin, die erst seit ein paar Tagen ihren Dienst in der neuerrichteten Verkaufsstelle versah, hatte die kleine Alte schon eine ganze Weile beobachtet.

„Nebst Ihnen was, Mütterchen?“ hatte sie gutmüthig gefragt.

Die Thieren hatte mit dem Kopf geschüttelt und dabei mit dem getrümmten Zeigefinger zitternd auf die beiden geheimnißvollen Buchstaben gezeigt, die neben dem Namen ihrer Tochter standen.

„Künftig hätte sie gefragt, was das: „a. G.“ neben dem Namen da drüben zu bedeuten habe?“

Da hatte die junge Verkäuferin hellauf gelacht.

„a. G., das bedeutet „als Gast“. Haben Sie vielleicht geglaubt: „Am Galgen“, Mütterchen?“

„Wenn Sie sich für das Fräulein „a. G.“ interessieren, können wir ja mal nachsehen, was die Zeitungen über sie schreiben. Gestern hat sie auch auf dem Zettel gestanden, da finden wir heute schon was, wenn es den Herren Kritikern so gepaßt hat.“

Die Thieren hatte dem jungen Mädchen athemlos zugehört, wie sie leidend zwischen den Zeitungspfeifen trante. Endlich schien sie aufgefunden zu haben, was sie suchte. Sie strich ein Blatt auseinander und reichte es der Alten hin.

Da nehmen Sie und lassen sich Zeit. Sie können sich ruhig auf die Bank damit setzen.“

Die Thieren hatte das junge Mädchen zaghaft angeblickt, ehe sie die Hand nach dem Blatte auszustrecken wagte.

„Ach, Sie meinen von wegen Berappung? Na, mitnehmen können Sie's freilich nicht, aber wenn's Ihnen lohnt, holen Sie's morgen ab und bringen den Nidel mit. Ich heb's Ihnen schon auf. Vielleicht ist es auch nicht der Mühe werth.“

Und die Thieren hatte sich auf die Bank gesetzt und gelesen mit leuchtenden Augen — aus denen nach und nach Thränen des Glücks und der Dankbarkeit quollen — daß ihre Mlle eine große Künstlerin geworden sei, den Menschen, die das zu verstehen und zu würdigen wußten, eine Freude.

Seither war die Alte jede Woche ein paarmal wiedergekommen auf die Bank am Kanallau, dicht neben dem Zeitungstand mit der freundlichen jungen Verkäuferin. Die ganzig Pfennige, mit denen sie die Frühstücks- und Abendbrodsuppe abloste, hatte sie jedesmal mitgebracht; dafür hatte sie die Zeitungen eingekauft, die am schönsten über ihr Kind geschrieben hatten, und sie einlich zärtlich unter der Schürze mit in's Hospital gebracht.

Die anderen Blätter, in denen was von der Mlle stand, durfte sie unentgeltlich auf der Bank am Ufer lesen.

Kein einziges Mal war ihr der Gedanke gekommen, die Tochter aufzusuchen. Nein, sie gehörten nicht mehr zusammen, das mußte sie stille tragen, jetzt erst recht, da eine so große Klüft zwischen ihnen lag. Sie selbst, eine alte, franke, dürstige Hospitalistin, das Kind mitten drinnen im Glück und Ruhm. Nein, sie hätte dem Kind nicht schaden mögen mit ihrer ärmliden Person um keinen Preis.

Was hätten die Leute, die die Emilie feierten und verhätschelten, davon denken sollen, daß das Kind ein so erbärmliches altes Stüd zur Mutter habe! Gott verhöte, daß das je ein Mensch erlöste. Die Alte wäre vor Scham vergangen.

Dem Kinde ging es gut, das war die Hauptsache, und alle paar Tage durfte sie davon hören; war das nicht Glückes genug? Nein, nein, nur still im Dunkeln bleiben, nichts von sich sehen und hören lassen, der Mlle keine Schande machen.

Obwohl die Thieren erbärmlich froh und der Wind eifrig wehte, mußte sie heut' eine ganze Weile auf der Bank sitzen bleiben, ehe sie an den Zeitungstand gelangen konnte. Sie fühlte empfindliche Stiche in der Brust, die Nacht und den ganzen Morgen schon. Aber sie wollte nicht zu Haus bleiben, um nichts in der Welt.

Gestern hatte die Mlle eine neue große Rolle gespielt, da mußte sie gleich lesen, was sie alles Schönes in den Zeitungen über sie geschrieben.

Daran, daß sie auch anderswo, in der Nähe des Hospitals die Blätter hätte kaufen können, hatte das alte, weltfremde Weibchen gar nicht gedacht. Für sie gab es nur eine Stelle auf der Welt, an der sie von ihrer Mlle hören konnte, und dahin mußte sie, koste es, was es wolle.

Endlich rappelte sie sich auf und schlich sich bis an den Zeitungstand, der heute eng undrängt war. Ueber die Köpfe der anderen fort, reichte ihr die junge Verkäuferin die leiber Blätter zu, die die Thieren mit Vorliebe zu kaufen pflegte.

Eine ganze Weile brauchte sie, bis sie damit an die Bank zurückkam, und abermals eine Weile, bis sie den dunklen Fior von den Augen fortgewischt hatte, der sich immer wieder darauf lagte und mit dem Schmerz in der Brust und der heftigen Athemnoth, zu kommen und zu gehen schien.

Nun endlich sah sie klar. Mit den eiskalten, frostigstarrten Händen strich sie die Blätter auseinander. Sie brauchte nicht lange zu suchen. Sie, die ihr Verlangen kein Zeitungsblatt in der Hand gehabt hatte, wußte jetzt schnell genug die Stelle zu finden, an der von ihrem Kinde die Rede war.

Die Alte las. Ihr Herz schlug zum Zerplatzen.

„Emilie Thiele bot eine ausgezeichnete Leistung. Ihre Kunst entfaltet sich von Tag zu Tag mehr. Es ist keine Liebertreibung, wenn man von einem gottbegnadeten Talent spricht. Gleich dem Mädchen aus der Fremde ist sie zu uns gekommen, man wußte nicht, woher sie kam. Förmlich verachtet ist man zu fragen, welche glückliche Land gebar dich? Wer sind die geliebten Eltern, die dich zeugten?“

Der dritte Zeigefinger der alten Thieren blieb auf den letzten Worten stehen, die schmalen, spitzen Züge verklärten sich, die trüben Augen leuchteten auf; sie fühlte keine Athemnoth, keine Stiche in der Brust mehr. Frei und stolz erhob sich das alte Weibchen. Der Fluch ihrer Armutigkeit war von ihr genommen.

Mit dem Gefühl glückseliger Sicherheit, keine Schande über ihre große Tochter gebracht zu haben, ging sie Schritt vor Schritt froh erblickten Hauptes in's Armenhaus zurück.

Einmal wollt' ich früh aufstehen.

Humoristische Skizze. Nach dem Ungarischen von Armin Ronai.

Das Frühaufstehen war nie meine Sache. Ins Bett möchte ich immer recht spät. Bin ich aber einmal in den Federn, so wünnche ich mich gar nicht mehr heraus. Das Süßeste am Aufstehen aber ist das Weiterglatzen. Weiter schlafen mit Bewußtsein bis in den hellen Tag hinein. Zur Sommerzeit, wenn ich glücklicher Strohputz bin, halte ich mit einem Diener, der lediglich die Aufgabe hat, mich energisch zu wecken, wenn nötig aus dem Bett zu ziehen, sonst käme ich gar nicht in das Bureau.

It aber meine Familie dakeim, so liegen die Verhältnisse ganz anders. Ich habe nämlich im Hause drei dienstbare Geister. Eine Köchin und zwei Stubenmädchen. Ich bin kein Rockefeller, aber meine Frau thut's eben nicht anders. Nun hat die Köchin die Verpflichtung, täglich um acht Uhr in die Markthalle zum Einkauf zu gehen. Sie steht also zehn Minuten vor acht Uhr auf. Dem ersten Stubenmädchen hat der Arzt das Aufstehen vor sieben Uhr verboten, weil sie an Kopfschmerzen leidet. Das zweite Stubenmädchen hingegen steht wohl schon um sechs Uhr auf, doch sie hat das Reizen in den Beinen und muß sich, ebenfalls auf Anordnung des Kassenarztes, von sechs bis sieben Uhr mit Kampherspiritus massiren.

Man kann sich bei diesen Verhältnissen in meinem Hause meine Verlegenheit denken, als ich eines Tages eine Depesche erhalte, in der mir Tante Jeanette, die einzige der in Betracht kommenden Erbtanten unserer Familie, mittheilte, sie käme anderen Tages halb sechs Uhr früh an, um einige Zeit bei uns zu verbrinnen. Wegen der Hitze am Tage zöge sie es vor, des Nachts zu reisen.

Um halb sechs Uhr! Das hieß also,

ich mußte spätestens ein viertel vor fünf aufstehen, um noch rechtzeitig zur Zuge zu kommen und die geliebte Erbtante abholen zu können.

Das war ein überaus schwieriges Problem!

„Ja! — und um diese ganz unmögliche Zeit aufstehen!“ Mein Schwager meinte, das Beste wäre, ich ginge erst gar nicht zu Bett, so sei es am sichersten, daß ich nicht verschlafen würde. Damit war aber meine Frau aus allgemeinen moralischen Gründen nicht einverstanden, und auch ich wies diesen Ausweg von mir, denn ich konnte doch nicht der Tante mit einem übernatürlichen Gesicht entgegenreten.

Wie sollten wir es aber anfangen, daß ich bestimmt um halb fünf geweckt werde? Einfach auf den amerikanischen Wecker verlassen, ging nicht wohl an, denn sowohl ich, als meine Frau schlafen derart tief und gesund, daß wir zu so früher Stunde auch drei vereint lärmende Wecker überhöhen würden. Und wie, wenn der Mechanismus just diesmal, wenn es sich um den Empfang der Erbtante handelt, versagte? Von den Mädchen wollte aber keines die Aufgabe übernehmen, mich zu so unglücklicher Zeit aufzuwecken. Die Köchin meinte so gar, sie zöge es vor... Wir gaben ihr schleunigst ein kostbares Geschenk und schickten.

Aber geweckt mußte ich doch werden. Ich ließ den Hausinspektor zu mir kommen.

„Wann stehen Sie jeden Tag auf?“ fragte ich ihn aus.

„Um sechs Uhr.“

„Dann können Sie mir nichts nützen.“

„Um was handelt es sich denn?“

„Ich muß morgen früh spätestens dreiviertel fünf Uhr unbedingt geweckt werden, weil ich um halb sechs am Bahnhof sein will.“

„Das ist ganz einfach zu machen. Mein kleiner Sohn wacht täglich um halb fünf auf und verlangt Milch. Wenn er aber keine bekommt, fängt er zu brüllen an, worauf ich jedesmal erwauche.“

„Nun ja, wenn aber Ihre Frau dem Jungen gerade morgen Milch gibt, dann brüllt er nicht und Sie möcken nicht auf.“

Das ist ausgeschlossen, denn der Milchmann bringt die Milch erst um sechs. Wir können uns aber auch auf andere Weise versichern.“

„Lassen Sie hören.“

„Ich werde mich durch den Vizeinspektor um halb fünf wecken lassen.“

Unser Haus, als Kiefernstrafene hat nämlich auch einen Vizeoberver. Der Hausherr kann sich den Luxus erlauben — auf Kosten der Mieter.

„Also ganz recht. Der Vizeinspektor wird Sie wecken. Wer wird aber den Vizeinspektor aus seinen jedenfalls süßen Träumen reizen?“

„Auch dafür ist gesorgt. In unserm Hause wohnt nämlich im dritten Stock ein Ministerialbeamter. Der spielt jede Nacht im Koffeepaus bis 4 Uhr früh Karten. Dann kommt er nach Hause, klingelt, der Vizeinspektor steht auf, läßt den Ministerialbeamten ein, er weckt dann mich auf, und ich wecke Ihr Stubenmädchen auf, und Ihr Stubenmädchen weckt Sie auf.“

„Gut, freilich, das ist ganz einfach. Nun gut, ich will mich auf diesen Weckapparat verlassen. Selbstverständlich bekommen Sie alle ein gutes Trinkgeld — bis auf den Ministerialbeamten, der bekommt nichts, weil er ja nur ein zufälliges, inaktives Glied in der Kette meiner Weckvorrichtung ist.“

Der Hausinspektor schmunzelte und ging. Ihm gefiel das in Aussicht gestellte Trinkgeld.

Schon kurze Zeit darauf wurde ich aber schwabend. War auch wirklich Verlaß auf diese Menschen? Wie, wenn der Ministerialbeamte als unerdlicher Bummelmann auch im Nachhausekommen unordentlich ist und just morgen erst nach fünf seine Kartenpartie beendet? Kann man überhaupt in einen nächtlichen Kartenspieler, selbst wenn er ein Ministerialbeamter ist, den Anker seiner Hoffnungen werfen?

Ich zitterte den Vizeinspektor vor mich.

„Sagen Sie, wann kommt der Herr aus dem dritten Stock gewöhnlich heim?“

„Jede Nacht um vier, längstens viertel auf fünf.“

„Ist das auch sicher?“

„Seit acht Jahren hat es nur einmal nicht geschimmt. Damals hatte der Herr die Influenza und ging nicht aus. Sonst war es immer 4 Uhr früh, wann er heimkam — eher fürzt die Welt ein.“

„Um, dann scheint der Herr Ministerialkartenpieler wirklich pünktlich zu sein. Und in welchem Cafe spielt er denn?“

„Hier schräg gegenüber in der „Blauen Kugel“.“

Der tiefe Sinn dieser Frage war, daß ich nach Entlassung des Vizeinspektors strads in die „Blau-Kugel“ ging und mich dort mit dem frad-schwänzigen Oberkellner ins Einvernehmen setzte. Gegen ein gutes „douceur“ besprach mir der Gammel, falls diesmal doch etwas pastriren sollte, was den regelmäßigen auf der Welt sitzen könnte, den Ministerialbeamten punkt vier zum Nachhausegehen zu veranlassen — nöthigenfalls hinauszuerwerfen.

Ich verließ das Cafe und trat auf die Straße.

Noch einmal überdachte ich den ganzen komplizirten Apparat. Ein Punkt war es also, auf dem das ganze künstliche Gebäude ruhte. Und dieser Punkt war der Ministerialbeamte. Alles klappte großartig, wenn dieser Herr die Freundlichkeit hatte, wie jeden Tag auch morgen punkt vier Uhr heimzuehren und den Vizeinspektor zu wecken.

Wie aber, wenn der Ministerialbeamte just morgen auf die Idee kam, noch einen Punsch zu trinken, oder in der Morgenluft ein Stündchen spazieren zu gehen? Quälende Zweifel besaßten meine Seele. Ich suchte nach einer weiteren Garantie.

Vor unserem Hause ist ein Droschkensstandplatz.

„Meine Herren,“ sprach ich die Kutscher an, „ist Jemand von Ihnen heute Nacht hier auf dem Posten?“

„Eine Gestalt trat vor.“

„Nun also, lieber Freund, hier eine kleine Gabe, für die Sie die Güte haben wollen, punkt vier Uhr bei uns anzulauten und dem Vizeinspektor nur soviel zu sagen, er möge wecken. Hören Sie? Wecken.“

„Soll pünktlich geschehen.“

Nun athmete ich erleichtert auf. Ich hatte gekonnt, was in diesem Fall menschlichmöglich war. Mochte die geliebte Tante kommen, ich würde jedenfalls mit weitgeöffneten Armen am Bahnhof sein. Beruhigt ging ich nach Hause, steifte in prächtiger Laune zu Nacht, legte mich zu Bett und schief bald ein wie ein Mensch, dessen Gegenwart und Zukunft sich im Geleite absoluter Ordnung und Zuverlässigkeit bewegt.

Gerade in jener Nacht herrschte nun ein wahrer Orkan, der im Stadtpark Bäume entwurzelt und sonst allerlei Allotria trieb. Gegen Morgen wüthete der Sturm am heftigsten; er rief die mächtige Firmatafel des Klempnermeisters Gels, der bis-o-dis wohnt, aus den Angeln und warf sie aufs Pflaster. Auf das hüßliche Gepöhl hin machte ich natürlich auf und dachte gleich an San Francisco und Valparaiso. Was kann man wissen! Die Erde wackelt überall bedenklich.

Ich sprang mit einem Sege aus dem Bett und sah nach der Uhr. Es war dreiviertel auf vier.

„Was war da zu machen? Jurist ins Bett und noch ein Stündchen schlafen? Wenn aber der Kartenspieler nicht heimtam, der Kutscher vergriffen war, das Kind des Inspektors nicht brüllte?“

Ich betrachtete die heruntergeriffene Firmatafel als zarten Wint des Schicksals und zog mich an. Dann lehnte ich mich zum Fenster hinaus und sog die balsamische Morgenluft ein, harrend der Dinge, die sich nun erwideln würden.

Richtig, punkt vier komplimentirte der Oberkellner den Ministerialbeamten zum Cafe hinaus, gleichzeitig rührte sich der bestochene Droschkensfuhrer unserm Haushor. Beide jungen vereint die Hausglocke.

Ich eilte auf den Korridor hinaus. Ehen weckte der Vizeinspektor den Oberinspektor's. Im selben Moment übertrieb der Junge, weil er keine Milch bekam.

Es klappte alles wunderbar.

Nun kam der Inspektor die Treppe herauf, um das Mädchen zu wecken, ehe er aber noch oben war, erschien auch schon Elise, die Hilfsmagd, mit verwinten Augen, denn sie habe ohnebedies die ganze Nacht nicht geschlafen, weil sie heftige Zahnschmerzen hatte.

Und ich lockte über den ganzen komplizirten Apparat; denn ich war ja schon längst wach und in Toilette.

Dann nahm ich das Frühstück in souveränem Gleichmuth ein, rauchte noch eine Zigarre und fuhr dann zum Bahnhof hinaus, wo ich genau fünf Minuten vor halb sechs Uhr ankam.

Dori empfing mich die Nachricht, daß der Personenzug meiner Tante drei Stunden Verspätung habe, denn der nächtliche Sturm habe irgendwo den Wagentörper zerlört.

Nun habe ich das Frühaufstehen für alle Zeiten abgeschworen.

Eine wunderbare Zunahme — wie kirgenbs sonstwo außerhalb der japanischen Urheimath dieser Industrie — hat in unserem Lande die Benutzung von popierenen Servietten erfahren, sowohl für Tafelgebrauch, wie für Ausflüge, Picnics u. s. w. Nach verlässlicher Schätzung wurden im vergangenen Jahre 400 Millionen solcher Servietten in den Ver. Staaten verkauft. Und dieses Jahr werden es wohl noch mehr sein. Ursprünglich waren alle diese Servietten, die bei uns zu Markte kamen, japanische Importwaare. Aber das hat sich ganz bedeutend geändert. Wir haben heute eine einheimische, beständig sich vergrößernde Papier-Servietten-Industrie, obwohl noch nicht viele einzelne Fabrikanten sich ausschließlich auf diesen Artikel verlegen. Man hat Grund zu der Annahme, daß die hübschen bunten Bilder auf den Papier-Servietten viel mit ihrer stetig zunehmenden Beliebtheit zu thun haben, nebenbei ihre Billigkeit und praktische Bequemlichkeit; auch fällt wohl in's Gewicht, daß sie gesundheitlich sehr empfohlen werden. In europäischen Ländern sind Papier-Servietten nur wenig in Gebrauch — aber dort ist es Tafelweinen viel billiger.

Das erste Wort.

Eine hübsche Szene aus den Flitterwochen eines dem Arbeiterstande angehörenden jungen Ehepaars berichtet man der „B.ö.ö. Ztg.“ aus einem Städtchen des Saerlandes. Johannes und Marianne waren erst einige Wochen verheirathet, als aus geringfügigem Anlaß sich der erste Zwist zwischen beiden einstellte. Von Stund an ging Johannes ohne Gruß zur Arbeit, brummig und ohne Gruß lehrte er zurück. Mariannes frühliches Lachen verstumte, dafür düstere Miene, umflorte Augen. Innerlich wurden sich beide freilich klar darüber, wie thöricht, ja kindlich ihr Verhalten sei. Doch wer sollte das erlösende erste Wort sprechen? Eigensinnig hütete es jeder, ängstlich darauf bedacht, aus diesem ersten Streite als Sieger hervorzugehen, in der abergläubischen Annahme, dadurch ein für allemal die häusliche Oberherrschaft an sich zu reihen. Ein freiwilliges Nachgeben war darum von keiner Seite so leicht zu erwarten. Und fast gemannt es den Anschein, als ob das Zusammenleben des Paares ein summes bleiben sollte, denn schon war die zweite kritische Woche angebrochen, ohne daß sich eine Wendung zum Bessern gezeigt hätte. Eines Mittags nun tritt Johannes, wie immer in letzter Zeit, ohne Gruß und trotz erhabenen Hauptes in seine Wohnung. Statt sich aber, wie an den verfloffenen kritischen Tagen, geräuschlos auf der Ofenbank niederzulassen, um allgoleich die Nase in's Wochenblatt zu stecken, begibt er sich unverzüglich in's Schlafgemach. Neugierig verstofflos folgten ihm Mariannes Blicke. Verwundert nimmt sie wahr, wie er trotz der hellen, lichten Mittagsonne eine Kerze anzündet und damit die vier Ecken der Schlafstube ableuchtet. Ebenso untersucht er das Innere des Kleiderschranks. Die junge Frau weiß thatsächlich nicht, wie sie dieses auffallende Gebahren ihres Mannes deuten soll. Jetzt legt er sich gar der Länge nach auf den Fußboden, um auch unter die Betten zu leuchten. Da verwandelt sich ihr Staunen plötzlich in ein beklemmendes Angstgefühl; Selbstanfrage und Neue, allerlei grauliche Gedanken fliegen in ihr auf. Das geht über ihre Kräfte. Sie muß Gemüthlichkeit haben, und mit zitternder Stimme gelingen ihr die Worte: „Was feufeste (suchst du) dann egentlich?“ Johannes zieht den Kopf unter dem Bette hervor und antwortet gelassen: „Dine Stimme, Kind!“

Wohlthat trägt Zinsen.

In Galizien haben die Bauern immer eine große Abneigung gehabt, gerichtliche Aktenstücke zu unterschreiben; nur mit schwerer Mühe waren sie dazu zu bewegen, auch dann, wenn das Schriftstück einen für sie vorthelhaften Inhalt hatte. Zur Zeit, als Graf G. Stadthalter war, hatten zwei Bauern ein großes Haus, das ihnen gemeinschaftlich gehörte, der Regierung geschenkt, um darin ein Spital einzurichten. Darüber war man bei der Regierung in Wien sehr erfreut. Sofort ging die Weisung nach Lemberg, eine Schenkungsurkunde zu entwerfen und diese von den zwei bawen Bauern unterschreiben zu lassen. Die Bauern aber erklärten: „Unterschreiben? Nein, das thun wir nicht!“

Man erwiderte ihnen: „Dann gilt aber die Schenkung nicht, und wir können sie nicht annehmen.“

Darauf erklärten die Bauern: „Ein Wort, ein Mann, aber unterschreiben thun wir nichts!“

Mit der Bemertung: „Sie unterschreiben nicht!“ ging der Bericht nach Wien zurück — und von Wien ging nach Lemberg abermals der Befcheid: „Sie müssen unterschreiben!“

Der Schlussbericht des Grafen G. an die Regierung in Wien lautete: „Sie haben wieder nicht unterschreiben wollen, da haben wir jedem fünf-unzwanzig Stochsiebe aufzählen lassen, und dann haben sie endlich unterschrieben.“